

Frederick Forsyth

Das Wunder

Die Sonne brannte unbarmherzig vom Himmel. Sie knallte auf die verschachtelten Dächer der toskanischen Stadtburg und ließ die mittelalterlichen Ziegel aufleuchten. Einige schimmerten rosa, doch die meisten waren unter der ewigen Sonnenglut längst dunkelbraun oder aschgrau geworden.

Die oberen Fenster der Häuser lagen im nachtdunklen Schatten der weit vorstehenden Dächer, doch dort, wo die Sonne hinkam, glühten die Wände und uralten Ziegel hell in der Hitze. Die hölzernen Fensterbretter waren aufgeworfen und voller Risse. Auf dem Kopfsteinpflaster der engen Gassenschluchten des ältesten Stadtteils gab es erholsame Schatteninseln, auf die sich die eine oder andere schlafelige Katze geflüchtet hatte. Von den Bewohnern der Stadt jedoch fehlte jede Spur, denn dies war der Tag des Palio.

Durch eine der Altstadtgassen, die kaum breiter als seine Schultern waren, eilte ein amerikanischer Tourist mit hochrotem Gesicht. Er hatte sich im Gewirr der vielen winzigen Gassen verirrt. Die leichte Tropenjacke hing ihm schwer wie eine Decke von der Schulter, und sein kurzärmeliges Baumwollhemd war von Schweiß durchnässt. Hinter ihm stöckelte seine Frau in unpassend hohen und drückenden Plateausandalen.

Die beiden Amerikaner hatten sich zum Höhepunkt der Saison viel zu spät um ein Hotel in der Stadt bemüht und mussten schließlich mit einem Zimmer in Casole d’Elsa vorlieb nehmen. Auf der Fahrt hatte sich der Mietwagen in einen Brutkasten verwandelt, und es hatte lange gedauert, bis sie endlich einen Parkplatz außerhalb der Stadtmauern fanden. Jetzt eilten sie von der Porta Ovile zu ihrem Ziel.

Im Labyrinth der über fünfhundert Jahre alten Gassen hatten sie schon bald die Orientierung verloren. Mit brennenden Füßen hasteten sie über das heiße Kopfsteinpflaster. Ab und zu blieb der Viehzüchter aus Kansas stehen und horchte in die Richtung, aus der das laute Stimmengewirr der Menschenmenge kam. Dort wollte er hin. Seine gut gepolsterte Frau bemühte sich verzweifelt, mit ihm Schritt zu halten, und fächelte sich ständig mit dem Reiseführer Luft zu.

“Warte auf mich!”, rief sie, als sie durch einen weiteren Steinbogen zwischen zwei Stadthäusern eilten, durch den schon Cosimo de’ Medici geritten war. Schon zu seiner Zeit waren die Häuser alt gewesen.

“Komm, versuch ein bisschen schneller zu laufen, Schatz”, rief er über die Schulter. “Sonst verpassen wir noch den Umzug.”

Er hatte Recht. Eine Viertelmeile von ihnen entfernt drängte sich die Menschenmenge um die Piazza del Campo. Jeder versuchte, als Erster einen Blick auf den Camparse zu erhaschen. An dem farbenprächtigen Umzug in mittelalterlichen Gewändern nahmen die siebzehn Contraden der Stadt teil, die historischen Stadtteilgemeinschaften, von denen Siena einmal regiert wurde. Nach alter Tradition waren zehn der siebzehn Contraden zu dem Pferderennen zugelassen, dessen Gewinner die Siegestrophäe, das Pallium, mit ins heimische Rathaus nehmen durfte. Doch vor dem Rennen kam erst einmal der Umzug.

Am Vorabend hatte der Amerikaner seiner Frau alles laut vorgelesen: “Die Contraden, die Stadtteile Sienas, entstanden zwischen Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.”

“Das war vor Kolumbus”, warf seine Frau ein. Für sie schien die Geschichte erst mit dem Tag zu beginnen, an dem der große Cristobal von den Ufern des Techo in Richtung Westen aufgebrochen war, um dort Ruhm zu erringen oder der Vergessenheit anheim zu fallen. “Richtig. Columbus war 1492. Wir sprechen von einer Zeit dreihundert Jahre vor Columbus. Hier steht, dass es ursprünglich zweiundvierzig

Contraden gab. Dreiundhundert Jahre später waren es nur noch dreiundzwanzig. Seit 1675 sind es die siebzehn, die wir morgen im Umzug sehen werden.”

Doch jetzt marschierten bereits die ersten Reihen der prächtig herausgeputzten Trommler, Musiker und Fahnen schwinger auf den Campo, dessen sechzehn Paläste mit Wappen und Bannern geschmückt waren. In jedem Fenster und auf jedem Balkon drängten sich die Privilegierten über den vierzigtausend Menschen, die unten an der Rennbahn standen.

“Schnell, Schatz!”, rief der Amerikaner wieder, als das Tosen der Menge vor ihm lauter wurde. “Wir haben für dieses Rennen einen weiten Weg auf uns genommen. Jetzt sehe ich schon den verdammten Turm. Endlich.”

Und tatsächlich ragte über den Dächern vor ihnen die Spitze des Torre del Mangia auf. In dem Moment stolperte die Frau und stürzte auf die Straße. In ihren hohen Schuhen war sie auf dem holprigen Pflaster umgeknickt. Als ihr Mann sie aufschreien hörte, drehte er sich um und eilte zu ihr.

“Oh, Schatz, was ist passiert?” Sorgenvoll beugte er sich über sie. Seine Frau hielt sich den Knöchel.

“Ich glaube, ich habe mir den Fuß verknackst”, jammerte sie und begann zu weinen. Alles hatte so schön angefangen, und jetzt war es so ein fürchterlicher Tag geworden.

Ihr Mann sah sich in der Gasse um, doch die schweren alten Holztüren waren alle fest verschlossen. Ein paar Meter weiter entdeckte er in der hohen Mauer, von der die Gasse auf einer Seite begrenzt wurde, einen Bogen.

“Gehen wir da durch. Vielleicht kannst du dich dort irgendwo hinsetzen”, sagte er.

Er zog sie hoch, und sie humpelten auf den Durchgang zu. Er führte in einen mit Steinplatten ausgelegten Innenhof, in dem Rosen in Tonkübeln blühten. Im Schatten einer Wand stand eine Steinbank. Der Amerikaner half seiner Frau zu dem kühlen Stein, auf dem sie erleichtert zusammensank.

In der Ferne verließ das Schwanzende des Umzugs die Piazza del Duomo, während der Kopf bereits auf dem Campo an den Preisrichtern vorbeimarschierte, die mit strengem Auge Ausstattung, Haltung und Können der Fahnenchwinger begutachteten. Unabhängig vom Ergebnis des Pferderennens würde das am besten ausgestattete Contrada-Team mit dem Masgalano ausgezeichnet werden, einem fein zisierten Silberteller. Es war eine wichtige Auszeichnung, was allen Anwesenden bewusst war. Der Tourist bückte sich, um das Fußgelenk seiner Frau zu untersuchen.

“Kann ich Ihnen helfen?”, fragte eine ruhige Stimme. Der Amerikaner drehte sich erschreckt um. Hinter ihm stand ein Fremder in der Sonne. Der Tourist richtete sich auf. Der Mann war hochgewachsen und schlaksig und hatte ein unbewegtes, markantes Gesicht. Die beiden Männer waren ungefähr gleich alt, Mitte fünfzig. Das Haar des Fremden begann grau zu werden. In seiner ausgebleichten Leinenhose und dem Jeanshemd sah er wie ein Tramp aus, ein alt gewordener Hippie. Sein Englisch war gut, hatte aber einen Akzent. Vermutlich war er Italiener.

“Ich weiß nicht”, erwiderte der Amerikaner misstrauisch.

“Ihre Frau ist gestürzt. Hat sie sich das Fußgelenk verletzt?”

“Ja.”

Der Fremde kniete sich auf die Steinplatten des Bodens, zog die Sandale aus und massierte mit langsam Bewegungen den verletzten Knöchel. Seine Finger waren sanft und geübt. Der Mann aus Kansas beobachtete ihn, jederzeit bereit, seine Frau zu verteidigen.

“Er ist nicht gebrochen, aber wahrscheinlich verstaucht”, sagte der Mann.

“Woher wissen Sie das?”, fragte der Amerikaner.

“Ich weiß es eben”, sagte der Mann.

“Ja? Wer sind Sie?”

“Ich bin der Gärtner.”

“Der Gärtner? Hier?”

“Ich kümmere mich um die Rosen, fege den Hof, halte alles in Ordnung.”

“Aber heute ist doch der Palio. Hören Sie es nicht?”

“Ich höre es. Der Fuß muss bandagiert werden. Ich habe ein sauberes T-Shirt, das ich zerreißen kann. Und kaltes Wasser, damit der Fuß nicht anschwillt.”

“Warum sind Sie am Tag des Palio hier?”

“Ich schaue mir nie den Palio an.”

“Warum? Alle gehen zum Palio.”

“Weil er heute stattfindet. Am 2. Juli.”

“Was ist so besonders an dem Datum?”

“Es ist auch der Tag der Freiheit.”

“Was?”

“Heute vor dreißig Jahren, am 2. Juli 1944, wurde Siena von den deutschen Besatzern befreit. Außerdem ist in diesem Hof etwas passiert. Etwas sehr Wichtiges. Ich glaube, es war ein Wunder. Jetzt gehe ich Wasser holen.”

Der Amerikaner aus Topeka war verwirrt. Als guter Katholik ging er regelmäßig in die Kirche und zur Beichte. Er glaubte an Wunder – wenn sie den Segen Roms hatten. Rom zu sehen war einer der Hauptgründe für seine Sommerreise nach Italien gewesen. Nach Siena waren sie erst später gekommen. Er sah sich im leeren Hof um.

Der Hof war ungefähr zwanzig auf dreißig Meter groß. An zwei Seiten wurde er von einer fast vier Meter hohen Mauer umschlossen, durch deren offen stehenden Torbogen sie gekommen waren. Mindestens fünfzehn Meter hohe Hauswände bildeten die anderen beiden Grenzen. Sie waren bis auf ein paar Luftschlitzte völlig kahl und gingen in Dächer über. Es mussten die Außenmauern eines riesigen, jahrhundertealten Gebäudes sein. In einer der Hauswände am anderen Ende des Hofs befand sich noch eine Tür. Sie war nicht aus Holzlatten, sondern aus ganzen Balken gezimmert, um jedem Angriff standzuhalten, und sie war fest geschlossen. Das Holz schien so alt wie die Stadt selbst zu sein und die Sonne hatte es bis auf ein paar dunkle Flecken ausgebleicht.

An einer Hofseite lief eine Arkade oder ein Kreuzgang entlang, dessen schräges Dach von Steinsäulen gestützt wurde. In ihm herrschte tiefer, kühler Schatten. Der Gärtner kam mit Stoffstreifen und einem kleinen Wassergefäß zurück.

Er kniete wieder nieder und legte einen festen Verband um das verletzte Gelenk an. Dann goss er Wasser über die Stoffstreifen, um die Stelle zu kühlen. Die Frau des Amerikaners seufzte vor Erleichterung.

“Schaffst du es noch bis zum Palio?”, fragte ihr Mann.

Die Frau erhob sich, stellte sich auf den Fuß und stöhnte auf. Es tat weh.

“Was meinen Sie?”, fragte der Tourist den Gärtner. Der zuckte mit den Schultern.

“Die Gassen sind holprig, und in der dichten Menschenmenge wird viel gestoßen und gedrängelt. Ohne Leiter oder einen erhöhten Standplatz werden Sie sowieso nichts sehen. Außerdem wird die ganze Nacht durch gefeiert. Sie können auch später noch dem bunten Treiben in allen Gassen zusehen. Oder Sie kommen im August wieder, dann gibt es noch mal einen Palio. Haben Sie so lange Zeit?”

“Nein. Ich muss mich wieder um mein Vieh kümmern. Nächste Woche geht es zurück nach Hause.”

“Ah. Dann ... Vielleicht kann Ihre Frau ja gehen, aber bitte seien Sie vorsichtig.”

“Können wir noch einen Moment warten, Schatz?”, fragte sie.

Der Tourist nickte. Er sah sich noch einmal im Hof um.

“Was für ein Wunder? Ich sehe keinen Altar.”

“Es gibt keinen Altar. Es gibt auch keinen Heiligen. Noch nicht. Aber eines Tages wird es hoffentlich so weit sein.”

“Also, was ist nun vor dreißig Jahren in diesem Hof passiert?”

“Waren Sie im Zweiten Weltkrieg?”

“Klar. U.S. Navy. Die Pazifik-Theater.”

“Hier in Italien waren Sie nicht?”

“Nein. Aber mein kleiner Bruder war hier. Hat an der Seite von Mark Clark gekämpft.”

Der Gärtner nickte. Sein Blick schien in die Vergangenheit zu schweifen.

“Im Jahr 1944 haben sich die Alliierten Stück für Stück die italienische Halbinsel hochgekämpft, von Sizilien bis in den äußersten Norden an die Grenze zu Österreich. Die deutsche Armee hat in diesem Jahr immer wieder zwischen Angriff und Rückzug, Angriff und Rückzug gewechselt. Es war ein langer Rückzug. Anfangs waren die Deutschen die Verbündeten der Italiener, aber als Italien den Waffenstillstand unterzeichnete, wurden sie zu Besatzern.

Hier in der Toskana haben sie schwer gekämpft. Feldmarschall Kesselring war Oberbefehlshaber der deutschen Truppen. Ihnen gegenüber standen die Amerikaner unter General Clark, die Briten unter General Alexander und die Freien Franzosen unter General Juin. Anfang Juni hatte die Front sich bis an die nördliche Grenze Umbriens und den westlichen Sektor der südlichen Toskana vorgeschosben.

Das Gebiet südlich von Siena ist rauh und zerklüftet. Steile Höhenzüge und Täler mit unzähligen Flüssen. Die Straßen schlängeln sich durch die Hügel und bilden die einzige Möglichkeit, diese Gegend mit Fahrzeugen zu durchqueren. Natürlich lassen sich dort leicht Minen vergraben, außerdem kann man die Straßen von der anderen Seite des Tals aus gut unter Beschuss nehmen. Aufklärer, die oben auf den Hügeln stationiert sind, können mit ihren Artilleriegranaten hervorragend auf sie zielen. Auf beiden Seiten gab es schwere Verluste.

Siena wurde ein großes medizinisches Zentrum. Die Sanitätstruppe der Wehrmacht hatte hier mehrere Krankenhäuser, und sie waren immer voll belegt. Als sie nicht mehr ausreichten, wurden Klöster beschlagnahmt. Die Front der Alliierten schob

sich unterdessen immer weiter vor. Kesselring ließ alle transportfähigen Verletzten in den Norden bringen. Ganze Kolonnen von Sanitätswagen waren Tag und Nacht unterwegs. Doch wer nicht transportfähig war, musste bleiben. Viele starben an ihren Verletzungen und wurden vor den Toren der Stadt begraben. Für eine Weile besserte sich die Raumnot, doch in den letzten zehn Tagen des Monats ging es wieder los. Sie kämpften jetzt ganz in der Nähe der Stadt, und zwar unerbittlicher als zuvor. In diesen letzten zehn Tagen wurde ein junger deutscher Arzt nach Siena abkommandiert. Er kam frisch von der Universität und hatte kaum Erfahrung. Ihm blieb nichts anderes übrig als zuzuschauen, zu lernen und dann selbst zu operieren. Schlaf war Mangelware und auch die Vorräte neigten sich dem Ende zu.”

Ein Dröhnen erfüllte den Sommerhimmel, als außer Sichtweite die letzte Contrade auf der Piazza del Campo einmarschierte. Alle rivalisierenden Contraden umrundeten einmal die Rennbahn, die aus Sand auf das Kopfsteinplaster aufgeschüttet worden war. Mit noch lauterem Geschrei wurde dann der Carroccio begrüßt, der Ochsenkarren mit der begehrten Siegestrophäe, dem Palio.

“In diesem Sektor kämpfte die Vierzehnte Armee der deutschen Wehrmacht unter General Lemelsen. Theoretisch mag das beeindruckend klingen, doch viele Einheiten waren nach den monatelangen Gefechten völlig erschöpft und entkräftet. Das Hauptkontingent der Vierzehnten Armee war das Erste Fallschirmjägerkorps unter General Schlemm. Schlemm verlegte alle seine Leute vom Meer in die Berge südlich von Siena. Das war sein rechter Flügel. Weiter im Landesinneren versuchte im linken Flügel die völlig übermüdete Neunzigste Panzergrenadier-Division die Erste US-Panzerdivision von General Harmon aufzuhalten.

Die Freien Franzosen unter General Juin standen kurz vor Siena, mitten in Mark Clarks Fünfter US Armee. Juin wurde von seiner Dritten algerischen Infanteriedivision auf der einen und der Zweiten marokkanischen Infanteriedivision auf der anderen Seite flankiert. Fünf Tage lang, vom 21. Juni bis zum 26. Juni, leisteten die Deutschen erbitterten Widerstand. Dann durchbrachen die amerikanischen Panzer die

deutsche Linie und die Flanke Siena wurde umfasst, erst im Osten, später dann von den Franzosen im Westen.

Die deutschen Einheiten zogen sich zurück und nahmen ihre Verwundeten mit. Es waren Infanteristen, Panzergrenadiere, Soldaten der Luftwaffe und Fallschirmjäger. Am 29. Juni kam es vor dem endgültigen Durchbruch der Alliierten noch zu einer letzten Schlacht; in der äußert grausam Mann gegen Mann gekämpft wurde. Im Schutz der Dunkelheit taten die deutschen Sanitäter, was sie konnten. Hunderte von Verwundeten, sowohl Deutsche als auch Amerikaner, wurden nach Siena gebracht. General Lemelson bat Kesselring um die Erlaubnis, die Front begradigen zu dürfen. Da beide deutschen Flanken umfasst waren, musste er das Risiko eingehen, sich mit der gesamten Ersten Fallschirmkorps in Siena einkreisen zu lassen. Kesselring willigte ein, und die Fallschirmjäger zogen sich in die Stadt zurück. Siena quoll über vor Soldaten. Es gab so viele Verletzte, dass dieser Hof unterhalb der Mauern des alten Klosters zum Übergangsquartier und Lazarett für die hundert zuletzt eingetroffenen Deutschen und alle Verletzten der alliierten Truppen erklärt wurde. Dem jungen deutschen Arzt übertrug man die alleinige Verantwortung. Das geschah am 30. Juni 1944."

"Hier?", fragte der Amerikaner. "In diesem Hof war ein Feldlazarett?"

"Ja."

"Aber es gab doch nichts. Kein Wasser, keinen Strom. Das muss hart gewesen sein."

"War es auch."

"Ich befand mich damals auf einem Flugzeugträger. Für die Verletzten gab es ein richtig großes Sanatorium."

"Da hatten Sie Glück. Hier blieben die Männer an dem Platz liegen, an dem die Sanitäter sie abgestellt hatten. Amerikaner, Algerier, Marokkaner, Engländer, Franzosen und die hundert Deutschen mit den schwersten Verletzungen. Eigentlich waren sie zum Sterben hergebracht worden. Zum Schluss waren es zweihundertzwanzig Männer."

“Und der junge Arzt?”

Der Mann zuckte mit den Schultern.

“Was sollte er tun? Er machte sich an die Arbeit und gab sein Bestes. Vom Oberstabsarzt waren ihm drei Sanitäter zugeteilt worden. Matratzen, Mäntel - sie haben alles aus den Häusern geholt, was als Unterlage geeignet war. Jedes Laken, jede Decke, die sie finden konnten, haben sie mitgehen lassen. Die Laken brauchten sie als Verbandstoff. In Siena gibt es keinen Fluss, doch haben die Einwohner schon vor Jahrhunderten ein kompliziertes System unterirdischer Brunnen und Kanäle angelegt, um die Stadt mit frischem Wasser aus den Bergen zu versorgen. Die Sanitäter haben eine Eimerkette vom nächsten Brunnenschacht bis in den Hof organisiert.

Aus einem Haus in der Nachbarschaft wurde ein großer Küchentisch geholt und mitten im Hof zwischen den Rosenbüschchen als Operationstisch aufgestellt. Medikamente gab es nur wenige, und die hygienischen Verhältnisse waren katastrophal. Am ersten Tag operierte der Arzt bis zum Einbruch der Dunkelheit. Als er nichts mehr sehen konnte, ist er zum nächsten Militärkrankenhaus gelaufen und hat um ein paar Petroleumlaternen gebettelt. Im Schein dieser Laternen machte er weiter. Doch es war hoffnungslos. Er wusste, dass die Männer sterben würden.

Die meisten hatten schreckliche Verwundungen davongetragen, und viele waren traumatisiert. Schmerzmittel gab es keine mehr. Einige Männer waren von Minen zerfetzt worden, die nur wenige Schritte von ihnen entfernt unter dem Körper eines Kameraden explodiert waren. Andere hatten Granatsplitter in sich stecken oder Kugeln in den zertrümmerten Knochen. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit kam das Mädchen.”

“Was für ein Mädchen?”

“Einfach ein Mädchen. Er hielt es für ein italienisches Mädchen aus der Stadt. Eine junge Frau, vielleicht Anfang zwanzig. Sie sah seltsam aus und starrte ihn an. Er nickte ihr zu. Sie lächelte, und er operierte weiter.”

“Was meinen Sie damit, dass sie seltsam aussah?”

“Ein blasses, ovales Gesicht. Sehr ruhig. Sie trug das Haar in einem kurzen Pagenkopf und nicht kinnlang, wie es der Mode der Zeit entsprach. Eine ordentliche, strenge Frisur. Und sie hatte ein hellgraues Baumwollkleid an.”

“Hat sie dem Arzt geholfen?”

“Nein, sie ist weitergegangen. Ganz langsam hat sie sich durch die Reihen der Männer bewegt. Er sah, wie sie ein Tuch nahm und es in einem Wassereimer tränkte. Dann tupfte sie den Männern die Stirn ab. Der Arzt musste weiterarbeiten, denn sie legten ihm ständig neue Verwundete auf den Tisch. Obwohl er wusste, dass es keine Zeitverschwendung war, machte er einfach weiter. Mit seinen erst vierundzwanzig Jahren war er fast noch ein Junge, musste aber schon die Arbeit eines Mannes bewältigen. Hundemüde versuchte er jeden Fehler zu vermeiden und amputierte mit einer in Grappa sterilisierten Knochensäge. Zum Nähen der Wunden benutzte er normales Haushaltsgarn, das er mit Bienenwachs eingefettet hatte. Das zur Neige gehende Morphium musste er streng rationieren. Und sie haben geschrien, oh, wie sie geschrien haben...”

Der Amerikaner starzte ihn an.

“Mein Gott”, flüsterte er. “Sie waren dieser Arzt. Sie sind kein Italiener. Sie waren der deutsche Arzt.”

Der Mann nickte langsam.

“Ja, ich war der Arzt.”

“Schatz, ich glaube, meinem Fuß geht es jetzt besser. Vielleicht kriegen wir ja noch den Schluss des Rennens mit.”

“Sei still, Schatz. Nur noch ein paar Minuten. Was ist dann passiert?”

Auf der Piazza del Campo hatte der Festumzug die Rennbahn verlassen, und die Teilnehmer hatten ihre reservierten Plätze auf den Podien vor den Palästen eingenommen. Aus jeder Contrade war nur ein Trommler und ein Fahnenschwinger auf der Sandbahn geblieben. Jetzt mussten sie ihr Können unter Beweis stellen. Zum Rhythmus der Trommeln webten die Fahnenschwinger komplizierte Muster in die Luft.

Es war ihr letzter Gruß an die Menschenmenge und die letzte Chance, den Silberteller zu gewinnen.

Die Geschichte des Arztes

“Ich habe die ganze Nacht und bis in die Morgendämmerung hinein durchoperiert.

Die Sanitäter waren genauso müde wie ich, doch sie brachten immer neue Männer.

Ich tat, was ich konnte. Als der Tag dämmerte, war sie verschwunden. Ich hatte sie nicht kommen sehen, und ich sah sie nicht gehen.

Als die Sonne aufging, machten wir eine Pause. Der Strom von Tragen, die durch den Bogen dort drüben kamen, ließ allmählich nach und versiegte schließlich ganz. Ich konnte mir die Hände waschen und durch die Reihen der Verwundeten gehen, um zu zählen, wie viele in der Nacht gestorben waren und entfernt werden mussten.”

“Wie viele waren es?”

“Kein einziger?”

“Keiner?”

“Es gab keine Toten. In dieser Nacht war niemand gestorben, und auch an jenem Morgen des 1. Juli starb niemand. In der Ecke dort drüben lagen drei Algerier. Brust- und Bauchwunden, einem hatten sie die Beine weggeschossen. Ich hatte sie im Morgengrauen operiert. Sie nahmen es ganz stoisch. Schweigend lagen sie da und starrten in den Himmel. Vermutlich dachten sie an die trockenen Hügel des Mahgreb, von denen sie gekommen waren, um für Frankreich zu kämpfen und zu sterben. Sie wussten, dass es mit ihnen zu Ende ging, und warteten, dass Allah kam und sie zu sich rief. Doch sie starben nicht.

Genau dort, wo Ihre Frau jetzt sitzt, lag ein Junge aus Austin, Texas. Als sie ihn brachten, hatte er die Hände fest über dem Bauch verschränkt. Ich zog sie

auseinander. Er versuchte, seine Eingeweide zusammenzuhalten, die durch die zerfetzte Bauchdecke quollen. Alles, was ich tun konnte, war, sie wieder hinein an ihren Platz zu drücken, zu klammern und zu nähen. Er hatte viel Blut verloren, und ich besaß keine Plasma.

In der Morgendämmerung hörte ich, wie er weinte und nach seiner Mutter rief. Ich gab ihm bis Mittag, aber er starb nicht. Obwohl die Sonne noch hinter den Dächern verborgen war, stieg die Temperatur am Vormittag schnell an. Wenn die Sonne erst über uns stand, würde dieser Hof zu einem Inferno werden. Ich ließ den Operationstisch in den Schatten des Kreuzgangs tragen, doch für die Männer draußen im Hof gab es wenig Hoffnung. Was Blutverlust und Verletzungen nicht allein ausrichten konnten, würde die Sonne vollenden.

Diejenigen, die unter dem Dach des Kreuzgangs lagen, durften sich glücklich schätzen. Es waren drei Tommies dabei, alle aus Nottingham. Einer bat mich um eine Zigarette. Damals war mein Englisch noch sehr schlecht, doch dieses Wort war international. Ich sagte, eine Zigarette sei wirklich das Letzte, was seine von Granatsplittern zerfetzte Lunge brauchen könne. Er lachte nur und meinte, wenn General Alexander erst da sei, würde er seinen Sargnagel schon bekommen. Verrückter englischer Humor. Aber auch tapfer. Sie wussten, dass sie ihr Zuhause nie mehr wieder sehen würden, und konnten noch immer dumme Witze machen.

Als die Sanitäter aus der Gefechtszone zurückkehrten, bekam ich drei neue Männer zur Unterstützung. Sie waren erschöpft und aufsässig, aber zum Glück überwog die gute alte deutsche Disziplin. Sie lösten meine drei Sanitäter ab, die sich einfach in einer Ecke zusammenrollten und sofort einschliefen.

“Und der Tag ging vorüber?”, fragte der Tourist.

“Der Tag ging vorüber. Ich befahl meinen neuen Männern, in den Häusern der Nachbarschaft nach Garn, Bindfäden, Seilen und mehr Bettlaken zu suchen. Wir spannten die Seile über den Hof und befestigten die Laken mit Wäscheklammern daran, um mehr Schatten zu schaffen. Trotzdem stieg die Temperatur weiter. Wasser,

das war die Lösung. Die leidenden Männer leczten nach Wasser, und meine Sanitäter bildeten wieder eine Eimerkette vom Brunnen, um die Becher so schnell wie möglich nachfüllen zu können. Die Deutschen sagten ‚Danke‘, die Franzosen flüsterten ‚Merci‘, und die Engländer sagten ‚Ta, Kumpel‘.

Ich betete um einen kühlen Wind oder den Sonnenuntergang. Wind gab es keinen, doch nach zwölf Stunden in der Hölle verschwand die Sonne endlich, und es wurde wieder kühler. Am späteren Nachmittag hatte sich ein junger Offizier aus der Truppe von Lemelson in den Hof verirrt. Er blieb stehen, blickte sich mit großen Augen um und bekreuzigte sich. ‚Du lieber Gott‘, murmelte er nur und rannte weg. Ich lief hinter ihm her und schrie, dass ich Hilfe brauchte. ‚Ich werde sehen, was ich tun kann!‘, rief er über die Schulter zurück. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Doch vielleicht hat er tatsächlich etwas unternommen. Eine Stunde später schickte mir der Generalstabsarzt der Vierzehnten Armee einen Handkarren mit Medikamenten. Verbandzeug, Morphium, Sulfonamide. Immerhin. Nach Sonnenuntergang kamen neue Schwerverletzte, diesmal nur Deutsche. Es waren ungefähr zwanzig, womit die Zahl der Männer im Hof auf über zweihundertzwanzig stieg. Als es dunkel wurde, kam auch sie zurück.”

“Das Mädchen? Das seltsame Mädchen?”

“Ja. Wie schon am Abend zuvor stand sie plötzlich wieder da. Das Artilleriefeuer vor den Mauern der Stadt schien endlich aufgehört zu haben. Vermutlich bereiteten die Alliierten sich auf ihren letzten, endgültigen Schlag vor, die Zerstörung Sienas. Ich betete, dass wir verschont würden, obwohl ich mir wenig Hoffnung machte. Im Hof war es bis auf das Stöhnen und Weinen und die gelegentlichen Schmerzensschreie still.

Ich kümmerte mich gerade um einen Panzergrenadier aus Stuttgart, der seinen halben Kiefer verloren hatte, als ich ihr Kleid neben mir rascheln hörte. Ich drehte mich um und sah, wie sie ein Handtuch in einen Eimer mit frischem Wasser tauchte. Sie lächelte und begann, durch die Reihen der Männer am Boden zu gehen. Sie kniete

nieder, kühlte ihnen die Stirn und berührte sanft ihre Wunden. Ich rief ihr zu, sie solle die Verbände nicht anfassen, aber sie machte einfach weiter.

“War es dasselbe Mädchen?”, fragte der Amerikaner.

“Ein und dasselbe Mädchen. Doch diesmal fiel mir etwas auf, das ich am Vorabend übersehen hatte. Sie trug kein Kleid, sondern eine Art Kutte, wie man sie von Nonnen im Noviziat kennt. Da ging mir auf, dass sie aus einem der Klöster in Siena kommen musste. Auf der Vorderseite ihrer Kutte gab es ein Muster. Dunkelgrau auf hellgrau. Es war ein Kruzifix, aber kein gewöhnliches. Ein Arm des Kreuzes war zerbrochen und hing in einem Winkel von fünfundvierzig Grad herab.”

Von der großen Piazza her dröhnte es laut über die Dächer. Die Fahnenschwinger hatten ihre Vorführung beendet, und die zehn Pferde, die bis zu dem Moment unter strenger Bewachung im Hof des Podesta standen, wurden in den Ring geführt. Sie trugen Zaumzeug, aber keine Sättel, denn das Rennen wurde auf nackten Pferderücken ausgetragen. Als vor dem Richterstand die Palio-Flagge hochgezogen wurde, die dem Sieger des Rennens als Preis winkte, brach wieder Jubel los.

Im Hof erhob sich die Frau des Touristen und versuchte erneut, ihren verletzten Fuß zu belasten.

“Ich glaube, dass ich jetzt langsam gehen kann”, sagte sie.

“Noch ein paar Minuten, Schatz”, erwiederte ihr Mann. “Ich verspreche dir, dass wir gleich gehen und uns in den Trubel stürzen. Und was passierte in der zweiten Nacht?”

“Zuerst operierte ich die letzten zwanzig Neuankömmlinge, die Deutschen. Dann versuchte ich mit den neuen Medikamenten und Verbänden die Fälle der letzten Nacht besser zu verarzten. Jetzt hatte ich Morphium und Antibiotika. Denen mit den schlimmsten Schmerzen konnte ich wenigstens helfen, in Frieden zu sterben.”

“Und sind welche gestorben?”

“Nein. Sie waren sterbenskrank, aber keiner starb. Nicht in dieser Nacht, in der die junge Nonne von einem Kranken zum anderen ging, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Sie lächelte, kühlte ihnen die Gesichter mit frischem Brunnenwasser und berührte ihre Wunden. Die Männer bedankten sich und streckten die Hände nach ihr aus, um sie zu berühren, doch sie lächelte nur, wich zurück und ging weiter.

Vierundzwanzig Stunden lang hatte ich mich mit dem Kauen von Benzedrin wach gehalten, doch in den frühen Morgenstunden gab es nichts mehr für mich zu tun. Meine Medizinvorräte waren aufgebraucht, und die Sanitäter lehnten an der Wand und schliefen. Mein Kittel, meine Hände und mein Gesicht waren voller Blut. Ich saß an dem Tisch, an dem früher einmal eine Familie aus Siena ihre Mahlzeiten eingenommen hatte, stützte den Kopf auf die Arme und schlief ein. Bei Sonnenaufgang wurde ich von einem der Sanitäter wach gerüttelt. Er war auf Raubzug gewesen und brachte mir einen Feldkessel voll mit echtem italienischen Kaffee, den irgendjemand gehortet hatte. Es war der beste Kaffee, den ich in meinem ganzen Leben getrunken habe.”

“Und das Mädchen? Die junge Nonne?”

“Sie war verschwunden.”

“Und die Männer.”

“Ich machte eine schnelle Runde über den Hof und schaute mir jeden Einzelnen an. Alle lebten noch.”

“Das hat Sie bestimmt gefreut.”

“Mehr als gefreut. Ich war verblüfft. Eigentlich war das unmöglich. Meine Ausrüstung war zu schlecht, die Bedingungen waren katastrophal, die Verwundungen zu schwer und meine Kenntnisse zu gering.”

“Es war der zweite Juli, stimmt’s? Der Tag der Befreiung?”

“Richtig.”

“Und die Alliierten haben zum letzten Schlag ausgeholt?”

“Falsch. Siena wurde nicht angegriffen. Haben Sie schon mal von Feldmarschall Kesselring gehört?”

“Nein.”

“Meiner Meinung nach gehört er zu den am meisten unterschätzten Kommandanten des Zweiten Weltkriegs. Seinen Marschallsstab erhielt er 1940, doch zu dem Zeitpunkt konnte noch jeder deutsche General an der Westfront siegen. Niederlagen und das ständige Zurückweichen vor dem überlegenen Feind sind viel schwieriger zu bewältigen.

Generäle lassen sich in unterschiedliche Typen einteilen. Der eine kann einen erfolgreichen Vorstoß unternehmen, der andere einen Rückzug planen und ausführen. Rommel hat zur ersten Gruppe gehört, Kesselring zur zweiten. Er musste sich von Sizilien bis nach Österreich zurückkämpfen. 1944 hatten die Alliierten bereits den ganzen Luftraum unter Kontrolle. Sie verfügten über die besseren Panzer, unbegrenzte Mengen Treibstoff und jede Menge Vorräte. Die Bevölkerung war auf ihrer Seite, und sie hätten Italien eigentlich bis zum Sommer zurückerobern müssen. Doch Kesselring ließ sie um jeden Zentimeter Boden ringen.

Anders als die meisten war er kein Barbar, sondern ein kultivierter Mann, der Italien leidenschaftlich liebte. Hitler hatte befohlen, in Rom die Brücken über den Tiber zu sprengen. Es waren architektonische Meisterwerke. Kesselring weigerte sich und unterstützte so den Vorstoß der Alliierten.

Als ich an jenem Morgen hier saß und meinen Kaffee trank, befahl Kesselring General Schlemm, das gesamte Fallschirmspringerkorps aus Siena abzuziehen, ohne auch nur einen Schuss abzufeuern. Nichts sollte beschädigt, nichts zerstört werden. Was ich damals ebenfalls nicht wusste, war, dass Papst Pius XII bei Charles de Gaulle vorgesprochen hatte, dessen Freie Franzosen die Stadt einnehmen sollten. Er bat darum, Siena nicht zu zerstören. Ob es zwischen Lemelsen und Juin einen Geheimpakt gegeben hat, werden wir nie erfahren. Sie haben es beide abgestritten, und jetzt sind sie tot. Doch beide bekamen denselben Befehl: Verschonen Sie Siena.”

“Es wurde kein Schuss abgefeuert? Keine Granate? Keine Bombe?”

“Nichts. Am späten Vormittag begannen unsere Fallschirmjäger abzuziehen.

Es dauerte den ganzen Tag. Am späten Nachmittag hörten wir aus der Gasse draußen das Geräusch dröhnender Marschschrifte, und plötzlich tauchte der Stabsarzt der Vierzehnten Armee auf. Vor dem Krieg war Major General von Steglitz ein berühmter Orthopäde gewesen. Auch er hatte in den letzten Tagen in einem der großen Krankenhäuser ununterbrochen am Operationstisch gestanden und war genauso erschöpft wie ich.

Von Steglitz stand im Torbogen und blickte sich verwundert um. Es arbeiteten jetzt sechs Sanitäter für mich, von denen sich zwei ausschließlich um die Wasservorräte kümmerten. Steglitz sah meinen blutverschmierten Kittel und den Küchentisch, der jetzt wegen des besseren Lichts wieder in der Mitte des Hofs stand. Er schaute auf den stinkenden Haufen amputierter Gliedmaßen in der Ecke dort drüber: Hände, Arme und Beine, von denen einige noch in Stiefeln steckten.

,Was für ein Beinhaus‘, sagte er. ,Sind Sie allein hier, Herr Hauptmann?‘

,Ja, Sir‘, erwiederte ich.

,Wie viele Verletzte?‘

,Ungefähr zweihundertzwanzig, Herr General.‘

,Nationalität?‘

,Einhundertzwanzig von uns und ungefähr hundert Soldaten unterschiedlicher Nationalität.‘

,Wie viele Tote?‘

,Bis jetzt keine, Sir.‘

Er starnte mich an. ,Unmöglich!‘. Dann begann er an den Lagern entlangzuwandern. Er musste keine Fragen stellen. Auf den ersten Blick erkannte er die Art und den Grad der Verwundung und die Überlebenschance. Er war von einem Pater begleitet, der sich niederkniete und allen die letzte Ölung spendete, die den nächsten Morgen nicht überleben würden. Als der Generalsstabsarzt mit seiner

Inspektionsrunde fertig war, kam er zu mir zurück. Er sah mich lange an. Ich bot einen katastrophalen Anblick. Halbtot vor Müdigkeit, blutbesudelt, stinkend wie eine räudige Katze und seit achtundvierzig Stunden ohne eine feste Mahlzeit.

,Sie sind ein bemerkenswerter junger Mann‘, meinte er schließlich, und haben hier Übermenschliches geleistet. Sie wissen, dass wir unsere Truppen abziehen?‘ Ich bejahte. In einer geschlagenen Armee breiten sich Gerüchte in Windeseile aus.

Von Steglitz erteilte seinen Männern Befehle. Ganze Kolonnen von Sanitätern traten aus der Gasse in den Hof. ,Nehmt nur Deutsche mit‘, forderte er sie auf. ,Die Alliierten wollen wir den Alliierten überlassen.‘ Er ging an den deutschen Verletzten vorüber und wählte nur siebzig von ihnen aus, die eine Chance hatten, die lange, anstrengende Fahrt über die Hügel des Chianti bis nach Mailand zu überleben. Dort würden sie dann ordentlich versorgt werden. Die Deutschen, für die es keine Hoffnung mehr zu geben schien, ließ er da. Es waren fünfzig. Von Steglitz kam noch einmal zu mir. Die Sonne war bereits hinter den Häusern verschwunden und würde bald untergehen. Er hatte seine barsche Art abgelegt und sah mit einem Mal nur noch alt und krank aus.

,Irgendjemand muss sich um sie kümmern. Bleiben Sie bei ihnen.‘

,Das werde ich‘, erwiderte ich.

,Das bedeutet, dass Sie in Kriegsgefangenschaft kommen werden.‘

,Ich weiß, Sir.‘

,Wenigstens war es ein kurzer Krieg für Sie. Ich hoffe, dass wir uns eines Tages in unserem Vaterland wiedersehen.‘

Mehr gab es nicht zu sagen. Er ging durch den Bogen, drehte sich noch einmal um und salutierte. Können Sie sich das vorstellen? Ein General, der einem Hauptmann salutiert? Ich trug keine Mütze, deshalb konnte ich den Gruß nicht erwideren. Dann war er verschwunden. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Sechs Monate später ist er bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen. Jetzt stand ich wieder allein da. Allein mit hundertfünfzig Männern, die fast alle sterben würden, wenn nicht

bald Hilfe eintraf. Die Sonne ging unter, die Dunkelheit brach herein, und meine Laternen hatten kein Petroleum mehr. Doch dann ging der Mond auf. Ich ließ Wasser verteilen. Als ich mich umdrehte, war sie wieder da.”

Der Lärm von der Piazza del Campo war zu ununterbrochenem Schreien und Ruf angeschwollen. Die zehn Jockeys, kleine, drahtige Männer, saßen jetzt auf ihren Pferden. Jeder hatte seine Gerte bekommen, einen mörderischen Ochsenziemer, mit dem sie nicht nur auf ihre eigenen Pferde eindreschen würden, sondern auch auf jedes andere Ross oder jeden Jockey, der ihnen zu nahe kam. Sabotage, Behinderung, Verletzungen – zimperlich darf ein Reiter beim Palio nicht sein. Die Wetten sind schwindelerregend hoch und der Wille zum Sieg ist grenzenlos. Auf der Sandbahn ist alles erlaubt.

Die zehn Pferde wurden auf ihre Startpositionen hinter einem dicken Seil geführt. Jeder Jockey trug die leuchtenden Farben seiner Contrade und einen runden Stahlhelm. Zügel und Reitgerte hielten sie fest in der Hand. Die Pferde tänzelten vor Erwartung. Der mossiere, der Startmeister, sah zum Bürgermeister hoch. Sobald das letzte Pferd seinen Platz eingenommen hatte, würde dieser ihn mit einem Kopfnicken auffordern, das Seil fallen zu lassen. Das Gebrüll der Menge erinnerte an Löwen in der afrikanischen Steppe.

“Sie ist zurückgekommen? Auch am dritten Abend?”

“Ein drittes und letztes Mal. Es war fast eine Art Teamarbeit. Hin und wieder habe ich etwas auf Deutsch zu ihr gesagt, das sie natürlich nicht verstand. Sie lächelte nur und schwieg. Näher gekommen sind wir uns nicht. Sie hat sich um die verwundeten Männer gekümmert, während ich mehr Wasser herbeischaffte und Verbände wechselte. Der Generalstabsarzt hatte mir frisches Material dagelassen, zumindest so viel, wie er für mein hoffnungsloses Unterfangen erübrigen konnte. Als der Morgen dämmerte, war sie wieder verschwunden.

An diesem Abend war mir etwas aufgefallen, das ich bisher übersehen hatte. Sie war ein hübsches Mädchen, doch im Licht des Mondes entdeckte ich auf ihren

beiden Handrücken schwarze Flecken, jeder ungefähr so groß wie eine Dollarmünze.

Damals habe ich mir nichts dabei gedacht, erst Jahre später.”

“Und Sie haben sie nie mehr wiedergesehen?”

“Nein, nie mehr. Kurz nach Sonnenaufgang hingen aus allen Fenstern in der Nachbarschaft Fahnen. Es war nicht mehr der Reichsadler. Die Bürger Sienas hatten die Flaggen der Alliierten zusammengeflickt. Am häufigsten sah man in der Stadt die französische Trikolore. Gegen sieben Uhr hörte ich Marschschritte in der Gasse. Angst ergriff mich. Bis zu diesem Moment hatte ich noch keine alliierten Soldaten mit Gewehr zu Gesicht bekommen, doch Hitlers Propagandamaschine hatte uns eingetrichtert, dass sie alle Mörder seien.

Wenige Minuten später standen fünf Soldaten im Torbogen. Sie waren dunkelhäutig und ihre Uniformen so verdreckt, dass ich kaum erkennen konnte, welcher Einheit sie angehörten. Dann sah ich das Kreuz von Lothringen. Es waren Franzosen, auch wenn die Männer aus Algerien stammten.

Sie riefen mir etwas auf Französisch oder Arabisch zu, das ich nicht verstand. Ich lächelte und zuckte mit den Schultern. Über meinem Wehrmachtshemd und der Hose trug ich den blutverschmierten Kittel, doch sie mussten die Stiefel darunter gesehen haben. Wehrmachtsstiefel. Daran gab es keinen Zweifel. In den Gefechten südlich von Siena hatten die Alliierten hohe Verluste erlitten und hier stand ich – der Feind. Sie betraten den Hof, schrien mich an und fuchtelten mit ihren Gewehren vor meiner Nase herum. Ich dachte, sie würden mich erschießen. Dann hörte ich einen der algerischen Verletzten leise aus einer Ecke rufen. Die Soldaten gingen zu ihm, und er flüsterte ihnen etwas zu. Als sie zurückkamen, hatte sich ihr Verhalten geändert. Sie zogen eine wirklich ekelerregende Zigarette hervor und zwangen mich, sie als Zeichen unserer Freundschaft zu rauchen.

Um neun Uhr morgens war die ganze Stadt voller Franzosen, die überall euphorisch von Italienern begrüßt wurden. Die Mädchen überhäuften sie mit Küssen. Ich blieb mit meinen mir freundlich gesinnten Soldaten im Hof.

Dann tauchte ein französischer Major auf. Wie ich sprach er ein wenig Englisch. Ich erklärte, dass ich ein deutscher Arzt sei und hier bei meinen Kranken zurückgeblieben wäre, von denen einige Franzosen seien und die meisten anderen ebenfalls Alliierte. Er lief durch die Reihen der am Boden liegenden Kranken, zählte zwanzig seiner Landsleute unter den alliierten Engländern und Amerikanern und stürzte wieder hinaus auf die Gasse, wo man ihn Befehle erteilen hörte. Innerhalb einer Stunde waren alle Verletzten in das mittlerweile fast leere Zentralkrankenhaus abtransportiert worden. Jetzt lagen nur noch ein paar transportunfähige Deutsche im Hof. Ich blieb bei ihnen.

Während ein französischer Armearzt einen nach dem anderen untersuchte, wurde ich im Zimmer der Oberin eingeschlossen. Mittlerweile lagen alle auf sauberen weißen Laken und wurden von ganzen Heerscharen italienischer Krankenschwestern gewaschen und mit Lebensmitteln versorgt.

Am Nachmittag erschien der Armearzt in meinem Zimmer. Er wurde von einem französischen General namens de Monsabert begleitet, der Englisch sprach. „Mein Kollege meint, dass die Hälfte der Männer hier eigentlich tot sein müsste“, sagte er. „Was haben Sie mit ihnen angestellt?“ Ich erklärte, dass ich nichts Besonderes gemacht hätte, nur das, was mir mit der zur Verfügung stehenden Ausrüstung und den Medikamenten möglich gewesen sei.

Sie unterhielten sich auf Französisch. „Wir müssen für die nächsten Verwandten die Personalien der Männer aufnehmen“, meinte der General dann. Wo sind die Erkennungsmarken der Verstorbenen? Und zwar aller Nationalitäten.“ Ich erklärte, dass es keine Erkennungsmarken gebe. Keiner der Männer, die in diesen Hof gebracht worden waren, sei gestorben.

Wieder unterhielten sie sich, wobei der Arzt öfter mit den Schultern zuckte. Dann sagte der General: „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, hier zu bleiben und mit meinem Kollegen zusammen zu arbeiten? Es ist noch viel zu tun.“ Natürlich gab ich es ihm. Wohin hätte ich auch gehen sollen? Meine Heimatarmee zog sich schneller

zurück, als ich ihr hätte folgen können. Wenn ich es schaffte, bis aufs Land zu gelangen, würde ich dort sicher von Partisanen getötet werden. Als Nächstes viel ich vor Hunger und Schlafmangel vor ihnen in Ohnmacht.

Nach zwanzig Stunden Schlaf, einem Bad und einer Mahlzeit war ich wieder einsatzbereit. Alle französischen Verletzten der letzten zehn Tage waren in den Süden nach Perugia, Assisi oder sogar bis Rom gebracht worden. Im Krankenhaus von Siena lagen nur noch die Männer aus diesem Hof.

Knochen mussten gerichtet und geschiert werden. Wir öffneten halb verheilte Nähte und behandelten innere Verletzungen noch einmal ordentlich. Wunden, die sich eigentlich hätten entzünden müssen, waren auf wundersame Weise verheilt. Zerrissene Arterien schienen sich selbst versiegelt zu haben, und Blutungen hatten einfach aufgehört. Einen Tag und eine ganze Nacht lang operierten wir ohne Unterbrechung. Kein einziger Patient starb.

Die Kriegsfront schob sich weiter in den Norden. Man erlaubte mir, bei den französischen Offizieren zu wohnen. General Juin besuchte das Krankenhaus und dankte mir für alles, was ich für die französischen Soldaten getan hatte. Später musste ich mich dann nur noch um die fünfzig Deutschen kümmern. Nach einem Monat wurden wir alle in den Süden nach Rom evakuiert. Da keiner der Deutschen jemals wieder kämpfen würde, organisierte man über das Rote Kreuz ihre Rückführung ins Heimatland.”

“Sie kamen zurück in die Heimat?”, fragte der Amerikaner.

“Alle”, sagte der Arzt. “Das U.S. Army Medical Corps hat seine Soldaten von Ostia aus zurück in die Staaten verschifft, sobald sie reisefähig waren. Die Jungs aus Virginia kamen zurück an den Shenandoah und die aus Texas in ihren Lone Star State. Auch der junge Mann aus Austin, der in jener Nacht nach seiner Mutter gerufen hatte, ist mit all seinen Eingeweiden nach Hause gefahren, als die Bauchdecke verheilt war. Nachdem Frankreich befreit war, haben auch die Franzosen ihre Männer abgeholt.

Als General Alexander das Krankenhaus in Rom besuchte, in dem wir mittlerweile untergebracht waren, erzählte man ihm von diesem Hof in Siena. Wenn ich mich weiter an mein Ehrenwort halten würde, meinte er, könne ich mich bis Kriegsende in einem Feldlazarett in England um die deutschen Verwundeten kümmern. Ich willigte ein. Deutschland hatte den Krieg sowieso verloren. Im Herbst 1944 war uns das allen klar. Nach der Kapitulation im Mai 1945 herrschte endlich Frieden, und ich durfte wieder heim in meine zerstörte Vaterstadt Hamburg.”

“Aber warum sind Sie dann jetzt, dreißig Jahre später, hier?”

Das Geschrei von der Piazza del Campo war nicht zu überhören. Ein Pferd war gestürzt und hatte sich das Bein gebrochen. Der Jockey lag bewusstlos am Boden, während das Rennen weiterging. Obwohl eine dicke Sanddecke über das Pflaster der Piazza gestreut wurde, kam es bei dem verrückten Tempo immer wieder zu schlimmen Unfällen.

Der blasse Mann zuckte mit den Schultern und blickte versonnen über den Hof.

“Was sich in jenen drei Tagen in diesem Hof ereignet hat, war meiner Meinung nach ein Wunder. Mit mir hatte das nichts zu tun. Ich war ein junger, ehrgeiziger Arzt, aber nicht außergewöhnlich begabt. Es war das Mädchen.”

“Es wird noch andere Palios geben”, sagte der Tourist. “Erzählen Sie mir mehr über das Mädchen.”

“Gut. Im Herbst 1945 wurde ich zurück nach Deutschland geschickt. Hamburg war unter britischer Besatzung. Anfangs arbeitete ich im britischen Krankenhaus, später dann in der Hamburger Zentralklinik. 1949 waren wir dann wieder eine nazifreie Republik, und ich wechselte an ein Privatkrankenhaus. Mit meiner Karriere ging es gut voran. Ich wurde Mitinhaber der Klinik, heiratete ein Hamburger Mädchen, und wir bekamen zwei Kinder. Das Leben wurde leichter, da es Deutschland wirtschaftlich immer besser ging. Nach einiger Zeit gründete ich mein eigenes kleines Krankenhaus. Ich behandelte die Neureichen und wurde selbst reich.

Doch diesen Hof hier und das Mädchen in der Nonnenkutte habe ich niemals vergessen.

1965 wurde meine Ehe nach fünfzehn Jahren geschieden. Die Kinder, damals schon im Teenageralter, waren sehr traurig darüber, doch sie verstanden es. Ich besaß Geld, und ich war wieder frei. 1968 beschloss ich, hierher zurückzukommen, um sie zu suchen. Ich wollte mich einfach nur bei ihr bedanken.”

“Und haben Sie sie gefunden?”

“In gewisser Hinsicht schon. Vierundzwanzig Jahre waren vergangen. Sie musste mittlerweile wie ich Ende vierzig sein. Vermutlich war sie noch immer Nonne. Falls sie aber ihren Orden aus irgendeinem Grund verlassen hatte, war sie sicher verheiratet und hatte Kinder. Ich kam also im Sommer 1968 hier an, nahm mir ein Zimmer in der Villa Patrizia und begann meine Suche.

Als Erstes besuchte ich alle Nonnenklöster. Es gab drei, und sie gehörten verschiedenen Orden an. Ich heuerte einen Übersetzer an, der mir half, mich mit den Oberinnen zu verständigen. Zwei von ihnen waren schon während des Kriegs hier gewesen, die dritte war erst später hergekommen. Als ich ihnen die Novizin beschrieb, die ich suchte, schüttelten sie nur den Kopf. Sie befragten jeweils die älteste Schwester der Gemeinschaft, doch von einer solchen Novizin wusste niemand etwas.

Ich beschrieb ihnen genau die Kutte, die sie getragen hatte: hellgrau mit einem dunkelgrauen Stickmuster auf der Vorderseite. Niemand kannte sie. In keinem der Orden wurden hellgraue Kutten getragen.

Ich zog meinen Kreis weiter. Vielleicht war sie ja aus einem Orden außerhalb der Stadt und hatte in den letzten Wochen der deutschen Besatzung nur Verwandte in Siena besucht. Ich suchte in der gesamten Toskana nach ihrem Kloster, aber ohne Erfolg. Mein Übersetzer verlor allmählich die Geduld, während ich herauszufinden versuchte, welche Kuttenformen man in sämtlichen Nonnenklöstern früher getragen

hatte und heute trug. Es gab mehrere hellgraue Kutten, doch das Muster eines Kreuzes mit gebrochenem Arm war völlig unbekannt.

Nach sechs Wochen sah ich ein, dass es hoffnungslos war. Niemand hatte jemals von ihr gehört, geschweige denn, sie gesehen. Vierundzwanzig Jahre zuvor hatte sie in drei aufeinanderfolgenden Nächten diesen Hof besucht. Sie hatte sterbenden Soldaten die Gesichter gekühlt und ihnen Trost gespendet. Sie hatte ihre Wunden berührt, und diese Soldaten waren nicht gestorben. Vielleicht gehörte sie zu den Personen, die durch Handauflegen heilen können. Doch dann war sie in dem kriegszerissenen Italien verschwunden und nie wieder aufgetaucht. Ich hoffte, es würde ihr gut gehen, wo immer sie sich aufhielt, doch ich wusste, dass ich sie niemals finden würde.”

“Aber Sie haben gesagt, Sie hätten sie gefunden”, warf der Amerikaner ein.

“Ich habe gesagt ,in gewisser Hinsicht”, korrigierte ihn der Arzt. “Ich hatte schon meine Sachen für die Abreise gepackt, als ich einen letzten Versuch unternahm. In dieser Stadt gibt es zwei Zeitungen. Den *Corriere di Siena* und *La Gazette di Siena*. In jede setzte ich eine Anzeige, die eine Viertelseite groß und sogar illustriert war. Ich hatte das gestickte Muster auf ihrem Kleid nachgezeichnet und diese Zeichnung neben den Text gestellt. Für jede Information zu diesem Symbol stellte ich eine Belohnung in Aussicht. Die Zeitung mit meiner Anzeige erschien an dem Morgen, an dem ich abreisen wollte.

Ich war gerade dabei, mein Gepäck aus dem Zimmer zu bringen, als man mich von der Rezeption aus anrief. Man sagte mir, es wolle mich jemand sprechen. Weil mein Taxi in einer Stunde kommen würde, ging ich mit meinen Koffern nach unten. Das Taxi habe ich dann nicht mehr gebraucht, und meinen Flug verpasste ich.

In der Hotelhalle wartete ein kleiner weißhaariger alter Mann in Mönchskutte auf mich. Es war ein dunkelgraues Gewand, das in der Taille von einer weißen Kordel gehalten wurde. An den Füßen trug er Sandalen. Er hielt eine Ausgabe der *Gazetta* in

der Hand, die auf der Seite meiner Anzeige aufgeschlagen war. Wir begaben uns ins Café des Hotels und ließen uns dort nieder. Er sprach Englisch.

Zunächst fragte er, wer ich sei und warum ich die Anzeige aufgegeben hätte. Ich erklärte ihm, dass ich eine junge Frau aus Siena suchte, die mir vor fast einem Vierteljahrhundert geholfen habe. Dann stellte er sich als Fra Domenico vor und erzählte, dass er aus einem geschlossenen Orden stamme, dessen Angehörige sich ganz dem Fasten, dem Gebet und dem Studium widmeten. Sein persönliches, lebenslanges Studienobjekt sei die Geschichte Sienas und seiner verschiedenen religiösen Orden.

Er wirkte nervös und aufgereggt und bat mich, ihm genau zu schildern, wann und wo ich in Siena dieses besondere Muster auf der Kutte einer jungen Frau gesehen hätte. Ich wandte ein, dass dies eine lange Geschichte sei. „Wir haben Zeit“, erwiderte er nur, „bitte erzählen Sie mir alles.“ Und das tat ich dann auch.“

Auf der großen Piazza erreichte der Lärm seinen Höhepunkt, als eines der Pferde mit einer halben Länge Vorsprung die Ziellinie passierte. Die Angehörigen der anderen neun Contraden stöhnten enttäuscht auf, während die der siegreichen zehnten Contrade, die den Namen Istrice – Stachelschwein – trug, in Jubelgeschrei ausbrachen. Trotzdem würde auch in den Rathäusern der neun Verlierer in dieser Nacht der Wein in Strömen fließen.

“Fahren Sie fort”, drängte der Amerikaner. “Was haben sie ihm erzählt?”
“Alles. Er bestand darauf, alles zu hören. Von Anfang bis Ende. Jede kleinste Einzelheit. Das Taxi kam, und ich schickte es wieder fort. Trotzdem hatte ich ein winziges Detail vergessen, das mir erst einfiel, als ich am Ende meiner Geschichte angelangt war. Die Hände, die Hände des Mädchens. Als ich ihm berichtete, dass ich im Mondlicht dunkle Flecken auf beiden Handrücken gesehen hätte, wurde der Mönch so weiß wie sein Haar und begann, seinen Rosenkranz durch die Finger gleiten zu lassen. Er hatte die Augen geschlossen und bewegte lautlos seine Lippen.

Damals war ich noch Lutheraner, erst später konvertierte ich zum katholischen Glauben. Ich fragte ihn, was er da mache.

‘Ich bete, mein Sohn‘, erwiderte er. ,Für wen?‘, fragte ich. ,Für die Unsterblichkeit meiner Seele und auch für die Ihre. Denn ich glaube, Sie haben das Wirken Gottes gesehen.‘ Dann bat ich ihn, mir alles zu sagen, was er wüsste, und er erzählte mir die Geschichte von der barmherzigen Katharina.

DIE GESCHICHTE FRA DOMENICOS

“Kennen Sie sich in der Geschichte Sienas aus?“, fragte er mich.

,Nein‘, erwiderte ich. ,Fast überhaupt nicht.‘

,Sie geht weit zurück. Die Stadt hat schon viele Jahrhunderte an sich vorüberziehen sehen. Einige waren von Wohlstand und Frieden geprägt, doch in den meisten gab es viel Blutvergießen, tyrannische Herrscher, Fehden, Hungersnöte und die Pest. Die beiden schlimmsten Jahrhunderte waren die zwischen 1355 und 1559.

Sie waren von einem endlosen, sinnlosen und erfolglosen Krieg geprägt.

Sowohl im eigenen Land als auch gegen feindliche fremde Mächte. Immer wieder wurde die Stadt von plündernden Söldnerheeren heimgesucht, den gefürchteten Condottieri. Eine starke Regierung, welche die Bürger hätte schützen können, gab es nicht.

Sie müssen wissen, dass es in jenen Tagen kein Italien gab, wie wir es heute kennen. Damals war dieses Land ein Flickenteppich aus verschiedenen Fürsten- und Herzogtümern, Kleinstaaten und Stadtstaaten, die ständig bestrebt waren, einander zu erobern. Siena war ein Stadtstaat, auf den es das Herzogtum Florenz schon seit alters her abgesehen hatte. Unter Cosimo I. aus dem Haus der Medici haben sie uns dann schließlich erobert.

Doch diesem Ereignis ging die schlimmste Periode von allen voraus, die Jahre zwischen 1520 und 1550. In dieser Zeit spielt meine Geschichte. Siena wurde damals von fünf Familienclans regiert, die sich so lange befehdeten, bis die Stadt ruinirt war. Bis 1512 hatte einer ihrer Anführer, Pandolfo Petrucci, die Macht über den Stadtstaat. Er war der brutalste von allen und regierte wie ein Tyrann, aber wenigstens brachte er der Stadt wieder Stabilität. Nach seinem Tod brach in Siena die Anarchie aus.

Die Stadt sollte vom Balia regiert werden, einem Rat, dem Petrucci geschickt und skrupellos vorgestanden hatte. Doch jedes Ratsmitglied gehörte auch einem der verfeindeten Clans an. Statt also zum Wohlergehen der Stadt zusammenzuarbeiten, bekämpften sie einander, bis sie auch Siena in die Knie gezwungen hatten. 1520 wurde einem der unbedeutenderen Sprößlinge des Hauses Petrucci eine Tochter geboren. Auch nach dem Tod Pandolfos wurde die Stadt noch einige Zeit von den Petrucci regiert. Doch als dieses Mädchen vier Jahre alt war, verlor das Haus der Petrucci seine Macht über den Balia, und die verbleibenden vier verfeindeten Clans trugen ihre Fehden wieder ungehemmt aus.

Das Mädchen wuchs zu einer schönen jungen Frau heran. Sie war sehr fromm und mehrte das Ansehen ihrer Familie. Diese lebte in einem großen Palast hier ganz in der Nähe, wo sie von dem Elend und dem Chaos draußen wenig spürten. Doch während andere reiche Mädchen eigenwillig, verwöhnt oder sogar zügellos wurden, blieb Caterina di Petrucci bescheiden und tief gläubig.

Den einzigen Zwist mit ihrem Vater gab es, als es um ihre Eheschließung ging. In jenen Tagen war es normal, dass ein junges Mädchen schon mit sechzehn oder gar fünfzehn heiratete. Doch die Jahre zogen ins Land, und Caterina lehnte zum Kummer ihres Vaters einen Bewerber nach dem anderen ab.

1540 wurden die Stadt Siena und ihr Umland dann von einer Hungersnot, der Pest, Unruhen, Baueraufständen und inneren Streitigkeiten heimgesucht. Im Schutz der Palastmauern und der Wachen war Caterina kaum davon berührt. Sie verbrachte ihre Zeit mit Handarbeiten, Lesen und regelmäßigen Gottesdiensten in der

Familienkapelle. Doch in diesem Jahr geschah etwas, das ihr ganzes Leben verändern sollte. Eines Tages brach sie zu einem Ball auf, doch ist sie nie dort angekommen.

Wir wissen, was passiert ist. Oder zumindest glauben wir es zu wissen, denn es gibt ein auf Latein verfasstes Dokument ihres Beichtvaters, eines alten Priesters, den die Familie für ihre religiösen Bedürfnisse in Dienst genommen hatte. Caterina hatte den Palast in einer Kutsche verlassen. In ihrer Begleitung befanden sich eine Hofdame und sechs Leibwächter, denn auf den Straßen war es gefährlich.

Unterwegs wurde ihrer Kutsche von einer anderen quer über der Straße stehenden der Weg versperrt. Caterina hörte einen Mann vor Schmerzen schreien. Sie widersetzte sich den Anweisungen ihrer Gouvernante, schob den Vorhang zur Seite und sah hinaus.

Die andere Kutsche gehörte einer der verfeindeten Herrscherfamilien. Offensichtlich war ein alter Bettler auf die Straße getaumelt. Die Pferde hatten vor ihm gescheut und waren durchgegangen. Der aufgebrachte Insasse der Kutsche, ein grausamer junger Edelmann, war ausgestiegen und schlug nun mit dem Knüppel eines seiner Wächter wie wild auf den Bettler ein.

Ohne lange zu überlegen sprang Caterina aus der Kutsche in den Matsch der Straße, wo sie sich ihre seidenen Schuhe ruinierte, und schrie den Mann an, er solle sofort aufhören. Er blickte auf, und sie erkannte, dass es einer der jungen Edelmänner war, mit denen ihr Vater sie verheiraten wollte. Als er das Wappen der Petrucci an ihrer Kutschentür erblickte, hörte er auf der Stelle mit dem Prügeln auf und verschwand in seiner Karosse.

Das Mädchen hockte sich im Straßendreck nieder und umfing den Körper des schmutzigen alten Bettlers. Er war so erbarmungslos geschlagen worden, dass er im Sterben lag. Obwohl er voller Parasiten sein musste und nach Schmutz und Exkrementen stank, hielt sie ihn in den Armen, bis er tot war. Die Legende berichtet, sie habe in dem erschöpften, schmerzverzerrten und von Dreck und Blut besudelten Gesicht das Antlitz des sterbenden Christus erkannt. Unser Chronist schreibt, dass der

Bettler ihr noch ein paar letzte Worte zugeflüstert habe: ,Kümmern Sie sich um die Meinen.'

Wir werden nie erfahren, was an jenem Tag wirklich geschehen ist, denn es gab nicht einen Augenzeugenbericht. Wir haben nur die Worte des alten Priesters, der sie Jahre später in einer einsamen Klosterzelle aufgeschrieben hat. Doch was immer es war, es hat ihr Leben verändert. Sie fuhr zurück in den Palast und verbrannte im Hof ihre gesamte Garderobe. Ihrem Vater verkündete sie, sie wolle der Welt entsagen und den Schleier nehmen. Er wollte davon nichts hören und verbat es ihr ausdrücklich.

Sie widersetzte sich seinem Willen, was für die damalige Zeit äußerst ungewöhnlich war, und bewarb sich in allen Klöstern der Stadt um die Aufnahme als Novizin. Doch die Boten ihres Vaters waren ihr zuvorgekommen, weshalb sie überall abgewiesen wurde. Niemand wagte es, der noch verbliebenen Macht der Petrucci zu trotzen.

Doch ihr Vater irrte, wenn er glaubte, sie so von ihrem Vorhaben abbringen zu können. Aus der Schatzkammer der Familie entwendete sie ihre eigene Mitgift, und nach langen geheimen Verhandlungen mit einem verfeindeten Conte rang sie ihm schließlich einen langfristigen Pachtvertrag für einen bestimmten Hof ab. Viel war es nicht. Der Hof gehörte zum Kloster Santa Cecilia, an dessen hohe Mauern er grenzte. Die Mönche brauchten den zwanzig auf dreißig Meter großen Platz mit dem Kreuzgang, der im Schatten der mächtigen Steinmauern lag, nicht.

Um den Hof völlig vom Kloster zu trennen, ließ der Abt im einzigen Durchgang, der vom Klostergebäude in den Hof führte, ein schweres Holztor aus Eichenbalken anbringen und es mit mächtigen Riegeln versehen.

In diesem Hof schuf die junge Frau eine Zufluchtsstätte für die Armen und Notleidenden der Straßen und Gassen. Heute würden wir so eine Einrichtung Suppenküche nennen, aber damals gab es so etwas natürlich noch nicht. Caterina

schnitt sich ihr schönes langes Haar ab, trug ein einfaches Gewand aus grauer Baumwolle und ging barfuß.

Die Ärmsten der Armen, die von der Gesellschaft Ausgestoßenen, die Lahmen und Siechen, die Bettler und Obdachlosen, schwangere Dienstmädchen, die man aus ihrer Stellung vertrieben hatte, die Blinden und die von allen am meisten gefürchteten Kranken - sie alle fanden in Caterinas Hof Zuflucht.

Sie lagen zwischen Exkrementen und Ratten, denn sie kannten es nicht anders, doch Caterina säuberte sie und kümmerte sich um ihre Wunden und Gebrechen. Caterina brauchte den Rest ihrer Mitgift für Nahrungsmittel auf, dann bettelte sie in den Straßen um Geld. Ihre Familie hatte sie natürlich enterbt.

Ein Jahr ging vorüber, in dem die Stimmung in der Stadt umschlug. Die Leute sprachen jetzt von ihr als Caterina della Misericordia – der barmherzigen Katharina. Die Wohlhabenden und alle, die ihr Gewissen beruhigen wollten, schickten anonyme Spenden. Ihr Ruhm verbreitete sich in der ganzen Stadt und über deren Mauern hinaus. Eine andere junge Frau aus vornehmer Familie gab ihr Leben im Wohlstand auf und kam zu ihr. Und dann noch eine. Im dritten Jahr waren Caterina und ihr Hof in der ganzen Toskana bekannt. Auch die Kirche wurde auf sie aufmerksam, was weniger gut war.

Sie müssen verstehen, Signore, dass es damals schlecht stand mit der Heiligen Katholischen Kirche. Selbst ich muss das zugeben. Nach zu vielen Jahren der Privilegien, der Macht und des Reichtums war sie korrupt und verlogen geworden. Viele Kirchenfürsten, Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle lebten wie die weltlichen Herrscher. Sie gaben sich ihrem Vergnügen hin, waren grausam und erlagen den Versuchungen des Fleisches.

Das Volk hatte bereits darauf reagiert und sich neue Fürsprecher gesucht. Es war eine Bewegung, die sich Reformation nannte. In Nordeuropa war die Situation noch schlimmer. Luther hatte bereits seine ketzerischen Thesen verbreitet und der englische König mit Rom gebrochen. Bei uns in Italien glich der einzige wahre Glaube

einem brodelnden Hexenkessel. Nur ein paar Meilen von hier entfernt in Florenz hatte man den Mönch und Prediger Savonarola nach schrecklichen Folterungen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, weil er nicht widerrufen wollte. Doch auch nach seinem Tod wurde weiter von Rebellion gemunkelt.

Die Kirche brauchte Reformen, aber kein Schisma, doch viele der Mächtigen sahen das anders. Zu ihnen gehörte Ludovico, der Bischof von Siena. Weil in seinem Palast die Sünden des Fleisches, Völlerei, Korruption und Laster regierten, hatte er besonders viel zu fürchten. Er betrieb einen regen Ablasshandel und sprach die Reichen nur dann für immer von allen Sünden frei, wenn sie sich dafür von ihrem gesamten Besitz trennten. Und doch lebte in seiner eigenen Stadt, ganz in der Nähe der Mauern seines Palastes, ein junge Frau, deren Beispiel ihn beschämen musste. Obwohl sie nicht predigte oder hetzte wie Savonarola, wurde sie für ihn zur Bedrohung.“

Auf dem Richterpodium der Piazza del Campo wurde der begehrte Palio feierlich den Führern der siegreichen Contrade überreicht. Unter begeistertem Schwenken der Flaggen mit dem Wappen des Stachelschweins brach der Zug singend zum Siegesbankett auf.

“Jetzt haben wir alles verpasst, Schatz”, sagte die Frau des Amerikaners. Ihrem Fuß ging es schon sehr viel besser. “Es gibt nichts mehr zu sehen.”

“Nur noch einen Moment. Ich verspreche dir, dass wir uns die Feiern und die Festzüge anschauen werden. Sie dauern bis zum Morgengrauen. Also, wie geht es weiter? Was ist mit der barmherzigen Katharina geschehen?”

“Im darauffolgenden Jahr bekam der Bischof seine Chance. Es war ein mörderisch heißer Sommer. Das Land war vertrocknet, die Flüsse führten kein Wasser mehr, in den Straßen türmten sich menschliche und tierische Abfälle, und die Zahl der Ratten stieg ins Unermessliche. Dann kam die Pest.

In den Straßen ging wieder einmal der gefürchtete Schwarze Tod um, den wir heute als Beulen- oder Lungenpest kennen. Tausende erkrankten und starben. Heute

wissen wir, dass die Krankheit von Ratten und Flöhen übertragen wurde, doch damals dachten die Leute, es sei die Strafe eines zürnenden Gottes. Und ein solcher Gott musste mit einem Opfer besänftigt werden.

Caterina hatte mittlerweile ein Symbol entworfen, das sie und ihre drei Gehilfinnen auf ihren Kutten trugen, um sich von den anderen Ordensschwestern der Stadt zu unterscheiden. Es war das Kreuz unseres Herrn Jesus, doch es hatte einen gebrochenen Arm, der für den Schmerz des Herrn über sein Volk stand. Wir wissen heute davon, weil es von jenem Beichtvater, der seine Erinnerungen Jahre später aufzeichnete, genau beschrieben wurde.

Der Bischof erklärte, das Symbol sei eine Gotteslästerung, und hetzte den Mob, den er mit Münzen aus seiner eigenen Schatulle bezahlte gegen Caterina auf. Die Pest, so behauptete er, sei aus diesem Hof gekommen und von den Bettlern verbreitet worden, die nachts dort schliefen, aber tagsüber durch die Straßen zogen. Die Leute waren froh, jemanden zu haben, der die Schuld an ihrer Krankheit trug. So fielen sie über den Hof her.

Der alte Chronist war zwar nicht dabei, doch er behauptet, dass er aus verschiedenen Quellen über die Geschehnisse unterrichtet worden sei. Als sie den Mob kommen hörten, warfen sich die drei Gehilfinnen alte Decken über ihre Kleider und flüchteten. Caterina aber blieb. Der Pöbel stürmte in den Hof, prügelte auf die Männer, Frauen und Kinder ein, die sich dort aufhielten, und jagte sie bis vor die Stadtmauern, wo sie auf dem von Hungersnöten geplagten Land ihrem Schicksal überlassen wurden.

Die ganz besondere Wut der Meute aber konzentrierte sich gegen Caterina, die sicher noch Jungfrau war. Man hielt sie am Boden fest und vergewaltigte sie mehrmals. Unter den Tätern mussten auch Wachen des Bischofs gewesen sein. Als sie mit ihr fertig waren, kreuzigten sie sie an der schweren Holztür im hinteren Hofteil, wo sie schließlich starb.”

“Das war die Geschichte”, sagte der blaue Mann, “die mir Fra Domenico vor sieben Jahren in einem Hotelcafé berichtete.”

“Das war alles?”, fragte der Amerikaner. “Mehr hat er nicht erzählt?”

“Doch, es gibt noch etwas”, gab der Deutsche zu.

“Erzählen Sie es mir, bitte erzählen Sie mir alles”, bettelte der Tourist.

“Nun, nach den Worten des alten Mönchs ist dann Folgendes passiert: In jener Mordnacht wurde die Stadt von einem fürchterlichen Unwetter heimgesucht. Dunkle Gewitterwolken zogen von den Bergen heran, welche die Sonne und später Mond und Sterne verhüllten. Bald begann es zu regnen. Nie zuvor hatte man hier so heftige Niederschläge erlebt, die drohten, Siena fortzuschwemmen. Das Unwetter dauerte eine ganze Nacht. Am nächsten Morgen verzogen sich die Wolken, und die Sonne kam wieder hervor.

Siena war sauber gewaschen und der Schmutz aus allen Ecken und Ritzen gespült worden. Mit dem Wasser verschwanden auch die Ratten. Sie wurden fortgespült wie die Sünden des Bösen durch die Tränen Christi.

Schon nach wenigen Tagen begann die Pest abzuklingen und war bald ganz verschwunden. Doch diejenigen, die sich mit dem Mob verbündet hatten, schämten sich für ihre Tat. Einige von ihnen kehrten in den Hof zurück. Er war leer und verlassen. Sie nahmen den geschundenen Leib Caterinas von der Tür und wollten ihn christlich beerdigen. Doch die Priester fürchteten den Bischof, der sie der Häresie beschuldigen konnte. Ein paar Mutige brachten deshalb Caterinas Leichnam aus der Stadt hinaus aufs Land. Dort verbrannten sie ihn und streuten die Asche in einen Gebirgsbach.

Der Beichtvater des Hauses Petrucci, der all dies in Latein aufgeschrieben hat, nannte keine genaue Jahreszahl, geschweige denn einen Monat oder Tag. Doch wir kennen eine andere Quelle, in der die Zeit des großen Regens genauer angegeben wird. Es war im Juli des Jahres 1544. Der Regen ist am Abend des zweiten Tages gekommen.”

“Der Tag des Palio”, sagte der Amerikaner. “Und der Tag der Befreiung.”

Der Deutsche lächelte.

“Dass der Palio immer am zweiten Juli stattfindet, wurde erst später festgelegt.

Und die Wehrmacht zog eher zufällig an genau dem Tag ab.”

“Doch sie ist wiedergekommen. Vierhundert Jahre später ist sie zurückgekommen.”

“Daran glaube ich”, erwiederte der Deutsche ruhig.

“Sie hat sich um die Soldaten gekümmert, obwohl sie selbst von Soldaten vergewaltigt wurde.”

“Ja.”

“Und die Flecken an ihren Händen? Die Male der Kreuzigung?”

“Ja.”

Der Tourist starrte die Eichtentür an.

“Die Flecken. Ihr Blut?”

“Ja.”

“O, mein Gott”, sagte der Tourist. Er dachte eine Weile nach. “Und Sie kümmern sich um diesen Garten? Zu Ihrem Gedenken?”

“Ich komme jeden Sommer, fege den Boden und kümmere mich um die Rosen.

Es ist einfach eine Art Dankeschön. Vielleicht weiß sie es, wo immer sie jetzt ist, vielleicht auch nicht.”

“Heute ist der zweite Juli. Wird sie wiederkommen?”

“Vielleicht. Aber eher nicht. Doch eins kann ich Ihnen garantieren. Heute Nacht wird in ganz Siena kein Mensch sterben.”

“Sicher kostet es etwas, den Hof in diesem Zustand zu halten. Wenn ich irgendetwas ...”, sagte der Tourist.

Der blasse Mann zuckte mit den Schultern.

“Eigentlich nicht. Dort drüben über der Bank an der Wand gibt es einen Opferstock. Das Geld ist für die Waisenkinder Sienas bestimmt. Ich habe gedacht, das würde ihr gefallen.”

Der Amerikaner war so großzügig wie alle seine Landsleute. Er griff in seine Jackentasche und zog ein dickes Bündel Geldscheine heraus. Vor dem Opferstock zählte er mehrere Scheine ab und stopfte sie hinein.

“Sir”, sagte er, während er seiner Frau auf die Beine half, “ich werde Italien bald verlassen und zurück nach Kansas fliegen. Dort werde ich auf meiner Ranch arbeiten und Vieh züchten. Doch mein Lebtag werde ich nicht vergessen, dass ich in dem Hof gewesen bin, wo sie gestorben ist. Die Geschichte von der barmherzigen Katharina wird mich begleiten, so lange ich lebe. Komm Schatz, jetzt stürzen wir uns ins Getümmel.”

Sie verließen den Hof und bogen in die Gasse ein, wo sie dem Lärm der feiernden Menschenmassen folgten. Kurze Zeit später tauchte eine Frau aus den dunklen Schatten des Kreuzgangs auf. Sie hatte die Haare zu Zöpfen geflochten. Um den Hals trug sie eine Kette aus Holzperlen, und über dem Rücken hing eine Gitarre. In ihrer rechten Hand hielt sie einen schweren Militärrucksack und in der linken eine Einkaufstasche.

Sie ging zu dem Mann, fischte einen Joint aus ihrer Tasche, zündete ihn an und nahm einen langen, tiefen Zug. Dann reichte sie ihn an den Mann weiter.

“Wie viel hat er dagelassen?”, fragte sie.

“Fünfhundert Dollar”, erwiederte er. Von dem deutschen Akzent war nichts mehr zu hören, denn jetzt sprach er im Slang der Woodstock-Generation. Er zog das Dollarbündel aus der Holzkiste und steckte es sich in die Hemdtasche.

“Es ist auch wirklich eine großartige Geschichte”, sagte seine Partnerin. “Und du erzählst sie einfach wunderbar.”

“Ja, sie gefällt mir auch”, gab der Hippie bescheiden zu. Dann schulterte er seinen Rucksack und wandte sich zum Gehen. “Und weißt du, was das Schönste ist? Sie fallen jedes Mal drauf herein.”

Aus dem Englischen von Karl Laurenz

First published 2001 by Online Originals, London and Bordeaux
Copyright © Frederick Forsyth, 2001
Copyright © der deutschen Ausgabe 2001 by C. Bertelsmann
Verlag, München, in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH